

# Belletristische Beilage

## zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.

### Sr. Majestät dem König Johann von Sachsen.

Berehrter Fürst! Viel ernste, schwere Stunden  
Erprobten Dich auf Deiner Lebensbahn,  
Doch hast Du stets den süßen Trost empfunden,  
Daß Dir Dein Volk in Treue zugethan.

Und wie es Schmerz und Leid mit Dir getragen,  
Voll Sachsentreu' in tiefbewegter Brust,  
So hat die Freude auch in diesen Tagen  
Des Volkes treues Herz erfüllt mit Lust.

Es sieht sein Heer, geführt von Deinem Sohne,  
Im Kampf für Deutschland in der Waffen Glanz;  
Im heißen Ringen nach des Kampfes Krone  
Ward ihm des Sieges reicher Lorbeerkranz.

Ein edler Theil in Deutschlands Riesenheere  
Geht seine Bahn durch Kampf und Tod zum Sieg,  
Trägt es ja doch begeistert seine Wehre  
Und seine Fahnen in dem heil'gen Krieg.

Ob sterbend auch die treuen Brüder fallen,  
„Nur Vorwärts!“ ist der Braven letztes Wort;  
Dorthin, wo Frankreichs stolze Banner wallen,  
Reißt es, o König, Deine Krieger fort.  
Salach in Württemberg.

„So wie wir treu dem alten Bund ergeben,  
„So wollen wir es auch dem neuen sein.“  
Dies Manneswort, einst für Dein Volk gegeben,  
Das lösen Deine Krieger herrlich ein.

Und Freund und Feind erkennt die tapfern Krieger  
In Sachsens treuer, heldenkühner Schaar,  
Das Kreuz von Eisen reicht das Haupt der Sieger,  
Der König Preußens, Deinem Sohne dar.

Auch and're Ehre ist ihm noch geworden,  
Es hebt sich stolzer jedes Sachsen Brust;  
Das ferne Rußland sendet seinen Orden,  
Zu schmücken seine deutsche Heldenbrust.

Wenn heut', o König, hell Dein Auge leuchtet,  
Dein Vaterherz in edlem Stolze schlägt,  
Die Freudenthräne Dir die Wimper feuchtet,  
Ein fromm' Gebet zu Gott Dein Danken trägt;

So wisse, daß in Deines Landes Gauen'  
Viel tausend Herzen intig nehmen Theil,  
Still betend mit dem Wunsche aufwärts schauen:  
„Heil unserm Fürsten, König Johann Heil!  
M. Hentschel.

### Auch vom Kriegsschauplatz.

Die ersten Wintermonate dieses Jahres verlebte ich unter dem milderen Himmel von Montreux meiner Gesundheit wegen, den Frühling in Genf, den langen, schönen, wonnigen Genfer Frühling, wie er nirgend sonst einkehrt „diesseits der Berge“, eine Entschädigung für die dort ziemlich unerquicklichen andern Jahreszeiten. Die eintretende Hitze trieb mich weiter nach Norden, und zwar nach Zürich. Wenige Wochen darauf platzte plötzlich die Kriegsbombe, welche seit 1866 Vielen mehr nur ein unschuldiger Spielball in den Händen der Sensationspolitiker schien. Ich befand mich den gefährdeten Grenzen des Vaterlandes, den Feldern, auf welchen die blutige Entscheidung auszufechten war, ganz nahe.

Wenn die grimme Bellona ihre unheilsschweren Locken schüttelt, wenn der Mutterboden der Völker erbebt von dem Sturmschritt von Myriaden gegeneinander rückenden Fuß- und Reitervolks und der Donner der männermordenden Feldschlacht die Länder durchdröhnt, dann ist kein Raum in den Köpfen und

Herzen für die Ideen und Gedanken des friedlichen Fortschrittspolitikers. Alles ist bange Hoffnung auf Sieg und Errettung aus den Gefahren, die das Vaterland und jeden einzelnen Heerd umdrohen, und die Arbeiten für wachsenden Wohlstand, für Bildung und Gessittung weichen der gemeinsamen eifrigen Sorge Aller für die Gatten, Söhne und Brüder, die der Feind vor die Thore des Vaterlandes gerufen, für Die, welche sie daheim in Bedrängniß gelassen, und Die, welche der Krieg sonst in Noth und Elend stürzt.

Ich entschloß mich kurz, mit meiner Feder auch auf den Kampfplatz zu ziehen. Erst aber mußten die Armeen sich formiren und aufmarschiren. Diese Zwischenzeit wollte ich benutzen, die Südwestseite Deutschlands zu studiren, die stets in allen patriotischen Fragen, die von Westen her kommen, von Interesse sein wird, denn dort wird die Bevölkerung mannichfach beeinflusst von jenem Ultramontanismus, der im baierischen Abgeordnetenhaus wahr und wirklich sich zu einer unpatriotischen glücklicherweise Minoritätsdemonstration hat hinreißen lassen.

Auf der Straße von Schaffhausen nach Heilbrunn über die Grenze ein kleiner Fluß, der ein enges, mannichfaltig gegliedertes Thal durchströmt, an dessen höherer, abwechselnd reich bebauter und bewaldeter Wand im Nordosten sich der erste deutsche Ort Stühlingen mit seinen niedlichen Häusern und Gärten, seinen Kirchen und dem Kloster in schöner Wellenlinie hinaufzieht bis zu dem fürsten, aber nicht fürstlichen Sitz, der die Bergwand krönt. Hart an der Brücke saß ein badischer Zollwächter vor seiner Holzhütte, die Büchse am Arm, scharf Beden auf's Korn nehmend, der sich seinem Gebiet nahte. Er ließ uns unbefragt passiren. Aber ein Anderer rief uns aus der Veranda des ersten Hauses des Orts gebieterisch „Halt!“ zu. Nach kurzem Ueberblick maß er mich längere Zeit von oben bis unten; dann fragte er nach meinen Effecten, die er nach Zollpflichtigem untersuchen wollte. Bereitwillig meine Reisetasche öffnend, mußte ich jedes Stück vorzeigen, jedes Päckchen öffnen und seinen Inhalt auseinanderlegen. Er musterte Alles schnell, dann forderte er meine Reiselegitimation. Ich bot meine Passkarte, die er genau durchsah; dann fragte er, ob die Karte auch richtig für mich, ob ich nicht ein Franzose wäre. Ich lachte über seine Vermuthung und in geläufigem Hochdeutsch setzte ich ihm auseinander, daß ich doch unmöglich für etwas Anderes, als was ich wirklich bin, gelten könnte. Noch einmal nahm er die Passkarte vor und verglich das allerdings ziemlich dürftige Signalement. Endlich schoß sein unruhiges Falkenauge auf meine linke Hand und sichtlich klärten sich seine Züge. Ich verstand. Unwillkürlich kam bei mir das Mißgeschick zu Ehren, welches mir in früher Jugend meinen linken Zeigefinger verstümmelt hat. Der Mann gestand mir offen, er hätte mich sicher über die Grenze zurückgewiesen oder wenigstens unter polizeiliches Geleit nach dem nächsten größeren Ort gestellt, wenn er nicht durch dieses besondere, in der Passkarte verzeichnete Kennzeichen befriedigt wäre.

„Was aber in aller Welt bringt Sie denn so im Ernste auf die Vermuthung, daß ich durchaus ein Franzose sein müßte,“ plagte ich heraus.

„Nun, Herr, Ihre Beinkleider dort, das ist französischer Stoff und die dort in der Tasche auch, und Ihre Krägen und Manchetten sind auch französische Waare und Sie selbst geben sich wie ein Franzose, obgleich Sie rein deutsch sprechen. Sicher sind Sie lange in Frankreich gewesen.“

Ich bewunderte den Scharfblick und die Umsicht, selbst die gewandte Waarenkenntniß dieses noch ganz jungen, einfachen Grenzwächters und reichte ihm trotz des ziemlich langen und mir sehr unbequemen Aufenthalts verjöhnlich die Hand mit dem Compliment, daß das Vaterland gut bewacht sei, wenn solche Söhne die Grenze hüteten.

Aber ich hatte meinen Fuß auf das Kriegsterrain gesetzt, das hatte ich eben deutlich erfahren und ersuhr es noch einige Meilen weiter in's Land hinein; denn trotz vieler Reisen in Grenzgebieten passirte mir zum ersten Mal, daß nicht nur jeder Gendarm, der uns begegnete, Einsicht in meine Legitimation forderte, sondern auch Andere, die sich als locale Sicherheits-

wächter gaben und meine Person aufs Eifrigste studirten.

Oben auf dem Walde und herunter nach Heilbrunn zu merkte man keine Spur vom Krieg. Nur überall Klage über den Mangel an jungen Leuten zur Bergung der reichen Ernte, die reif auf dem Felde stand, und außerdem die curiosen Kannegießereien darüber, daß sich jetzt „der Prus“ und der Franzos beim Kopf gekriegt hätten. Daß wir in einen deutschen Volkskrieg eingetreten, dies Bewußtsein fand ich erst lebendig im Vorderland, wo sich Alles in gemeinsamen Eifer zu jeglicher Unterstützung der gemeinsamen Sache und der localen Sicherheit rüstete.

In Offenbürg trat der Kriegszustand factisch vor uns auf. „Aussteigen“, befohlen die Schaffner, „wird nicht weiter gefahren! Weiter bezahlte Billets werden zurückgelöst!“

„Jetzt hieß es: Bist Du Gottes Sohn, so hilf Dir selber!“ denn keine Postverbindung auf der großen Straße in's Unterland und andere Fuhrwerke knapp und nur zu enormen Preisen, weil alle guten und auch noch viele von den anderen in's Feld gezogen. Bei Kehl und weiter bei Dos passirten wir die südliche Vorpostenkette der deutschen Armee. Die Passkarte kam gar nicht mehr zur Ruh'. Erst alle Augenblicke Weiterpatrouillen, dann Infanterieposten, die dicht aufeinanderfolgten, verlangten Ausweis, die meisten mit der nachträglichen höflichen Entschuldigung, daß sie nothgedrungen nur ihre strenge Ordres beobachteten.

Spät Abends vor Rastatt wurde uns der Eintritt kurgeweg verwehrt; dagegen zogen wir am frühen Morgen ohne irgend eine Befragung durch die Festung, an der nur die nach Norden zu rasirten mit Draht verflochtenen Glacis, die verpallisabirten Thore, die mit Kanonen und Wachtposten gespickten Wälle und im Innern das Soldatengewoge auf allen Straßen auf den ersten Zustand deuteten.

Hinter Rastatt niederwärts waren nur einige Dörfer noch mit Cantonnements belegt, weiter Alles in friedlichster Haltung. Erst in Karlsruhe wimmelte es wieder von Soldaten. Ich wollte nur ein paar Stunden rasten, um die Stadt oberflächlich zu durchstreifen und Zeitungen zu lesen. Auf dem Schloßplatz ließ ich mich neben ein Paar Herren auf eine Bank zum kurzen Ausruhen nieder. Zufällig fragte ich sie nach den Straßen, die nach Mannheim führen und ob die Rheinstraße der kürzere Weg sei. Da giebt's viel Militär zu passiren, meinten sie, das würde mich aufhalten; worauf ich erwiderte, daß mich das nicht störe, im Gegentheil mir ganz recht wäre, die militärischen Aufstellungen kennen zu lernen. Mit der Frage nach dem nächsten Local, wo Zeitungen zu finden, und dem Verweis auf einen dicht dabei liegenden Gasthof schieden wir. In der Reboute fand ich das Gewünschte und eine meist militärische Gesellschaft.

Während ich las, wandte ein mir zunächstigender Militär sich zu mir mit der Aeußerung, daß das Reisen jetzt bei der Hitze wohl recht beschwerlich wäre, worauf ich replicirte, daß sie doch einer viel heißeren Temperatur entgegen gingen, wir Andern

also die herrschende ertragen könnten. Darauf entschlüpfte mir die harmlose Frage, ob in Karlsruhe auch preussische Truppen lägen, wie ich solche in Rastatt gesehen.

„Nein!“  
Ich las fort. Da zeigte sich neben mir wieder einer der Herren von der Bank unter den Schloßplatzlinden mit der Frage: was ich denn für ein Landsmann wäre.

„Ich? Ein Preuße.“  
Ich las weiter. Kurz darauf pflanzte sich plötzlich vor mich ein Mann in grüner Uniform, eine Feldmütze auf dem Kopfe, auf der Brust einen blanken Schild.

„Sie sind fremd hier?“  
„Jawohl.“  
Darauf gab er mir einen nicht mißzuverstehenden Wink nach der Thür, dem ich verwundert unwillkürlich folgte. Draußen im Hausflur nahm er mich in's Verhör:

„Wie heißt Ihr Kriegsminister?“  
„Herr v. Roon! Aber —“  
„Wie heißt der unserige?“  
„Das ist ja der ehemalige preussische General v. Deyer.“

„Preussischer General? Generale giebt es nicht. Wer sind sie? Legitimiren Sie sich, Sie sind verdächtig, Sie haben sich nach Truppen erkundigt!“

Und dabei warf er mir einen Blick zu, als wollte er mich auf der Stelle mit Haut und Haaren verschlingen.

Mir mißfiel diese ganze Manier sehr und da ich in dem Frager nur einen gewöhnlichen Armeegendarm erkannte, der keine polizeilichen Befugnisse hat, so warf ich die Frage dazwischen:

„Wer sind denn Sie, daß Sie mir so kommen?“  
„Ich bin Feldgendarm! Im Namen des Gesetzes fordere ich Ihre Legitimation!“  
„Hat ein Feldgendarm hier in der Stadt solche Befugniß? Bitte! ich will die Herren da drinnen fragen.“

Und schon war ich wieder im Gastzimmer, und nachdem mir dort die Frage bejaht wurde, präsentirte ich dem Gendarm meine Paßkarte.

Der sah sie sich um und drum an, dann mich, dann die Andern. Endlich rief ein Militär aus der Ecke des Zimmers: „Die gilt nicht!“ und sofort gebot mir der Gendarm, ihm zu folgen.

Ich that, was ich nicht hindern konnte. Auf der Commandantur hörte ich dem Generalmajor einen ganz übertriebenen Rapport erstatten. Der musterte mich wieder von oben bis unten. Ich suchte so kurz wie möglich den Vorgang auf die Wirklichkeit zurückzuführen. Auch der Commandant konnte sich aber aus meiner doch ganz regulären Reiselegitimation nicht orientiren und ich wurde weiter vor den Bezirks-Amtmann geführt, dem ebenfalls wieder erzählt wurde, daß ich mich in verdächtiger Weise nach Truppen erkundigt hätte.

Der Amtmann fand meine Legitimation ganz in Ordnung, nur daß Thorn meine Heimath, schien ihm bedenklich.

Der Ort hat ja zur Hälfte polnische Bevölkerung. Sind Sie etwa ein Pole?“

Unwillkürlich lächelnd verwies ich, erstens auf den Irrthum über die Vertheilung der Nationalitäten in Thorn, dann auf meine doch urdeutschen Vornamen, endlich auf meine Sprache und darauf, daß ein in dieser Zeit nach längerer Abwesenheit in's Vaterland zurückkehrender Deutscher ein zu natürliches Interesse an seinen Landsleuten hätte, aus dem sich meine einzige kurze Frage nach Preußen in Karlsruhe hinlänglich erkläre. Die andere Aeußerung, daß mir die militärische Aufstellung Aufmerksamkeit abgewinne, erläuterte zur Genüge meine Beschäftigung als Zeitungscorrespondent und das Bedürfniß, mich so genügend wie möglich zu orientiren. In meinen Correspondenzen halte ich mich streng in den Grenzen des Mittheilbaren.

Nach diesem erklärte endlich der Amtmann mich seiner Meinung nach für unverdächtig, gab aber dem Commandanten anheim, anders darüber zu denken und weiter zu untersuchen. Glücklicherweise war Herr v. Frehdorf jetzt befriedigt und nun konnte ich wieder frei meine Wege weiter gehen.

Mehr als zwei Stunden hatte diese Episode gedauert. Ich war ganz um die mir so nothwendige Zeitungsllectüre gekommen und mußte fort.

Das war schon mehr harter Kriegszustand.

In Mannheim wollte ich länger ruhen, um meine Kriegscasse wieder zu füllen, meine Correspondenzverbindungen besser zu ordnen und erst die wirkliche Action der Armeen eintreten zu lassen. Ich begleitete den Massendurchzug unserer norddeutschen Soldaten mit der lebhaftesten Theilnahme und hatte nichts Besseres zu thun, als die öffentliche Meinung zu studiren. Aber man darf Nichts mit zu großer Unbefangenheit treiben, selbst nicht die Befriedigung seiner Wissbegierde in Beziehung auf die Stimmung seiner nichtuniformirten Mitbürger. Welche Aeußerungen mich dort verdächtigt haben, weiß ich nicht. Am dritten Tage meiner Anwesenheit in Mannheim hatte ich mich zwischen zwei Polizeidienern vor dem dortigen Bezirksamt über meine Person, Aufenthaltszweck u. zu verantworten. Meine Paßkarte nützte mir nichts, nichts meine Angabe über meinen Beruf, meine literarischen Verbindungen, die einzelnen Veranlassungen meines Aufenthalts in Mannheim. Das großherzogliche Bezirksamt verfügte meine sofortige Ausweisung und zwei Polizeidiener geleiteten mich an die Neckarbarke. „Nun gehen Sie!“

Ich ging, um nicht meinem doch endlich hervorbrechenden Unmuth weitere Folge zu geben, als es schon vor dem Amt bei der gänzlichen Ableugnung aller meiner Angaben geschehen. Meine Reisetasche hatte ich vollständig vergessen. Erst am folgenden Tag fiel sie mir wieder ein und daß ich doch nothwendig Briefe, Geld u. erfragen mußte. Ich kehrte zurück. Eben hatte ich meine Sachen in Sicherheit, da erkennen mich unglücklicherweise wieder ein Paar Polizeidiener als jenen eben Ausgewiesenen. Die Folge war: Polizei-Arrest ohne Verhör und andern Tags, trotz meiner einfachen und mit allen möglichen Beweisen belegten Erklärungen, abermalige strengere Ausweisung! Dazu die Störungen und Verzögerungen

des Verkehrs. Das hat mir einstweilen meine kriegs-  
correspondentischen Bestrebungen verleitet und vor-  
läufig ruhe ich mich aus von den Befehlungen, die  
ich vom Kriegsschauplatz für mich selber empfangen.

### Zur Catastrophe von Laon.

Wie der Wiener „Presse“ aus dem großen  
Hauptquartier Rheims unter dem 13. September ge-  
schrieben wird, hatte die bedauerliche Catastrophe von  
Laon leider einen viel nichtswürdigeren Hintergrund,  
als man anfänglich anzunehmen geneigt war. Man  
erzählt nämlich über den Vorfall Folgendes: „Laon  
wurde von circa 1200 Mann Nationalgarden unter  
dem Befehl des Präfecten der Stadt, Herrn Ferrant,  
verteidigt, und am letzten Donnerstag unter Bedenk-  
frist bis Freitag Früh 9 Uhr zur Capitulation  
aufgefordert. Als die Zeit verstrichen, bat Herr  
Ferrant um eine Verlängerung der Frist bis Nach-  
mittags 3 Uhr, und dann abermals bis Sonnabend  
Früh, weil er mit seinen „Vorbereitungen“ noch nicht  
fertig sei, was bereitwilligst gewährt wurde, zum  
größten Nachtheil der Unserigen, denn es unterliegt  
kaum noch einen Zweifel, daß die Uebergabe der  
Citadelle nur behufs Ladung der Minen verzögert  
ward. Am Sonnabend Vormittag öffnete Herr  
Ferrant die Citadelle, und kaum waren einige Jäger  
über die Zugbrücke gegangen, so sprang die Mine  
und begrub die Eindringenden, etwa 60 Mann,  
von denen glücklicherweise die meisten nur leicht  
verwundet sind. Herr Ferrant hatte sich mitsammt  
seinen Mobilgarden bereits vorsorglicher Weise aus  
dem Staube gemacht, denn die übrigen mehr oder  
minder verletzten circa 300 Personen sind friedliche  
Einwohner von Laon, darunter viele Kinder, die  
unter dem unwürdigen Manöver des hinterlistigen  
Präfecten leiden müssen. Herr Ferrant wurde je-  
doch bald von den Jägern aufgespürt, gestern Nach-  
mittag hier unter scharfer Bedeckung eingeliefert  
und ist bereits auf dem Wege nach Coblenz, wo ihm  
das Kriegsgericht den Lohn für seine bübische That  
dictiren wird.

Characteristisch für die moralische Auffassungs-  
weise der Franzosen ist, daß Herr Ferrant zur  
Entschuldigung seines Verhaltens nur vorbringen  
konnte, er habe nichts weiter als seine Schuldigkeit  
gethan, denn von der kaiserlichen Regierung sei ihm  
der Befehl geworden, die Uebergabe der Festung mit  
allen Mitteln zu verhindern. Daß sich dieser Be-  
fehl nur auf den offenen, ehrlichen Kampf und nicht  
auf unehrliche Maßnahmen bezog, das leuchtet ihm  
so wenig wie der hiesigen Bevölkerung ein, die bei  
der Einbringung des Arrestanten in nicht gelinde  
Aufregung gerieth, die wohl die Ursache ist, daß jetzt  
Cavallerie-Patrouillen mit gezogenem Säbel die  
Stadt nach allen Richtungen hin durchstreifen. Die  
Franzosen sind die leidenschaftlichsten Fanatiker; da-  
von kann man sich nur den rechten Begriff machen,  
wenn man sieht und hört, mit welcher Gerings-  
schätzung sie auf die durchziehenden Truppen blicken,

die der französischen Armee gegenüber doch als wahre  
Eltensoldaten erscheinen, wie sicher sie auf die Ver-  
nichtung des deutschen Heeres vor und in Paris  
rechnen. Mit letzterem hat es nun aber gewiß nicht  
solche Eile, wie die Franc-tireurs sich einbilden.  
Unsere Vorposten stehen dicht vor den Befestigungs-  
werken von Paris, die vom alten eisernen Molle  
entworfenen Angriffspläne befinden sich bereits in  
den Händen der Corpscommandanten, und Alles  
deutet darauf hin, daß vielleicht schon in allernächster  
Zeit ein preussischer Beamter die Präfectur von  
Paris übernimmt.“

### Mannichfaltiges.

Ein schreckliches Unglück wird aus New-York  
gemeldet. Während einer Circusvorstellung in  
Kingston, einem kleinem Städtchen am Hudson,  
brach unlängst ein heftiges Gewitter über die Stadt  
herein, das leider von den traurigsten Folgen be-  
gleitet war. Zuerst schlug der Blitz eine 12 Fuß  
große Oeffnung in das Leinwanddach der Arena,  
zog dann merkwürdiger Weise über die Köpfe der er-  
schreckten Zuschauer Menge hinweg und schlug dem-  
nächst durch eine große Oeffnung in einen Weiden-  
baum, wo er ein dort angebundenes Pferd tödtete  
und den dabei befindlichen Mann besinnungslos  
niederwarf, dessen Kleider versengte und ihm die  
Sohlen von den Stiefeln riß. Aus der Menschen-  
menge in der Nähe des Baumes wurden 5 augen-  
blicklich getödtet und nahezu 200 mehr oder weniger  
verwundet, während Niemand in der Nähe des Baumes  
mehrere Minuten nach dem Einschlagen des Blitzes  
sich überhaupt nur bewegen konnte; Alle waren  
gelähmt, bewusstlos und lagen umher, wohin der  
Blitz sie geschleudert hatte. Alle Getödteten sind  
Neger. Der Regen goß in Strömen, und während  
im Circus die Vorstellung für die nächsten Minuten  
ihren Fortgang nahm, ergossen sich wahre Fluthen  
durch die Oeffnung des Daches auf die Zuschauer.  
Bald jedoch erfuhr man innen die außerhalb statt-  
gefundene schreckliche Catastrophe, und da gab es  
kein Halten mehr; man stürzte in's Freie und machte  
dem Schauspiel summarisch ein Ende. Jetzt erst  
zeigte sich, daß der Blitz innerhalb des Circus wenn  
auch Niemanden getödtet, doch Unheil angerichtet  
hatte. Massen Leute konnten ihre Sitze nicht ver-  
lassen, sie saßen da wie Statuen, stieren Auges, und  
konnten nicht ermuntert werden. Nach einer Stunde  
war das Gewitter vorüber und die Scene glich einem  
Schlachtfelde: Tote, Sterbende und Verwundete  
lagen überall umher, Freunde jammerten, und die  
Unbeschädigten waren damit beschäftigt, den hilflosen  
Verwundeten Hilfeleistung zu bringen. Niemals hat  
Amerika eine so schreckliche Calamität infolge eines  
Blitzes erlebt; das Ereigniß liefert einen unver-  
geßlichen Schluß des Sommers 1870, der sich durch  
auffallend heiße Witterung und heftige Gewitter  
ausgezeichnet hat.